Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 56. | Bromberg, den 17. April | 1925.

Spatenrecht.

Roman von Sophie Kloerss.

(15. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Und die Wochen gingen und die Monde. Sturm wechselte mit linden Winden, Sonne wechselte mit ziehenden Nebeln, Tod ging um und Leben wachte auf. — Tanto Stabs ging heim, und sein Gretje folgte ihm nach wenigen Wochen, — draußen in der Welt war immer noch der große Krieg, der alles Volk zu fressen schien, und sie saßen hier hinten und führten ihren ewigen Krieg mit der See und blieben dabei fest und stark und zäh.

Wenn Jan Reimers mit seinem Schoner von Bremen kam und Nachrichten brachte, klang es wie dunkle Märchen aus fremden Welten. Ein schwedischer König war über das Meer gekommen, den Lutherschen zu helfen wider die Papisten. Alles Volk jauchzte ihm zu, denn er sollte einem der alten Helden gleichen, von denen die Vätersagen erzählten.

Nun würde bald Frieden werden, denn mit dem Schweden waren die himmlischen Heerscharen und schlugen seine Schlachten.

Engel und Hans zählten sechs Jahre, Walter war schon ein kräftiger Bube von zwölf, da kam wieder einmal Not über den Thedingshof. Aber die See brachte sie nicht, sondern das Land.

Sie heuten auf den Wiesen draußen vor dem Deich. Die Luft war lau, der Wind schlief irgendwo fern im Westen, nur selten strich er wie mit kosender Hand einmal vom Lande her über die heißen Gesichter der Mäher, und zwischen den Erwachsenen liefen die zwei Kinder und spielten und haschten nach einem Schmetterling, denn Sommervögel waren selten an der Küste, und planschten mit ihren nackten Beinen zwischen Binsen und Schilf, und wußten nur von lauter Lust und Leben.

Almut hatte den Rechen geführt, während die Männer mähten, aber auch die leichte Arbeit wurde ihr heute schwer. Es war Aussicht, daß der junge Bauer einmal wieder einen Stern oder eine Rose am Giebel zeichnen durfte, und sie freuten sich beide von Herzen. Kinder waren Gottessegen, und so lange hatten sie schon auf Zuwachs zu ihren beiden gehofft.

„Ruh' dich ein wenig aus!" rief Lubo ihr zu. „Oder besser noch, geh heim in die kühle Stube, da ist es still, und du kannst ja spinnen, wenn du nicht feiern magst."

Almut rief nach den Kindern, die weigerten die Gefolgschaft. Man war nicht alle Tage draußen auf dem Vorland und durfte in der See patschen.

So ging sie allein über den Deich und wollte am Priel hin zur Wurt wandern. Wie die Füße schwer waren! Wie ihr Herz klopfte! Was das nur sollte! Sie mußte sich wirklich einen Augenblick in das dichte Gras der Wiese setzen und ausruhen.

Da fiel die schwere Müdigkeit, aus Sonne und Luft und Weibesschwäche zusammengewirkt, über sie her, sie ließ sich ganz zu Boden gleiten, sie, die sonst nie duldete, daß die Kinder sich auf den Wiesenboden streckten, denn „da hat die graue Frau Gewalt", — und dann — in weniger als einer Minute war sie eingeschlafen.

Schlief tief und fest und mußte süße Träume haben, denn ein glückliches Lächeln lag um ihren Mund.

So fand die taube Emma sie, als sie eine Stunde später daherkam, mitzuschaffen auf den Wiesen.

Entsetzt starrte die alte Frau in das junge Gesicht. Gellend schrie sie auf, so gellend, daß Lützelberger jenseit des Deiches die Sense hinschleuderte und hinüberstürzte in dem Glauben, eins der Kinder liege im Priel.

Er fand aber nur sein Weib, das sich eben ganz verschlafen die Haare aus der Stirn strich und die Alte fragte: „Was ist denn nur?"

„Du hast geschlafen! Auf dem Boden! In der Glutsonne! Dir perlt ja der Schweiß auf der Stirn! Wie deine Augen rot sind!"

„Ach, laß doch! Das bißchen Schlaf, keine drei Minuten hab' ich hier gelegen," und sich aufrichtend: „Nun bin ich wieder ganz frisch. Aber ich will heimgehen und das Vieh füttern, daß ihr bei der Arbeit bleiben könnt."

Sie dachten nicht mehr daran bis zum nächsten Tage. Da hatte Almut heiße Hände und glänzende Augen, und immer einmal lief ihr — mitten am heißen Tage — ein Frösteln über den Rücken. Doch weil alle tief in der Arbeit steckten, sie nicht klagte und junge Mütter wohl einmal ohne sonderlichen Grund die Farbe wechseln, hatte ihr Mann keine Sorge.

Bis sie am Abend, als er sich zur Ruhe in die Kammer legen wollte, so wunderlich war. Sie saß am Fenster, sah in das Gärtchen und fragte: „Was will denn die Möwe da zwischen der Brennenden Liebe?" Es war aber keine Möwe zu sehen, und die leuchtend roten Blüten sahen in der sinkenden Sonne wie ein Flammentuch aus. „Sie reißt ja alle Kelche ab. Oh, wie sie mit dem großen Schnabel —" Ein Zusammenschauern, der Kopf wandte sich langsam, sie sah hinter sich das erschreckte Gesicht des geliebten Mannes, zwinkerte einige Male mit den Augen, blickte wieder hinaus und fragte mit gewohnter Stimme: „Ist sie fortgeflogen?"

„Ja, Almut, die böse Möwe ist fort. Deine Blumen stehen ganz gut, und es soll sie keiner zerstören. Komm, leg' dich nieder. Was du für brennende Hände hast! Und deine Schultern! Was ist das?"

„Das Fieber," sagte sie mit leisem, müdem Lächeln. „Die graue Frau ist aus den Fennen gestiegen und hat mich angehaucht." Sie ließ sich wie ein Kind zur Ruhe betten, lag und hielt die Finger ineinandergeschlungen, fühlte das Jagen der Pulse im Halse, an den Schläfen, schwamm auf wiegenden Wogen, spürte rings um sich die hebende und senkende Flut und konnte doch kein Tröpfchen erhaschen, ihre verdorrten Lippen damit zu netzen.

Aber von irgendwoher kam eine Hand und hob sie ein wenig aus der schaukelnden Flut und netzte ihren Mund und hielt ihr einen Trunk an die Lippen. Kühl und frisch rann es durch die Kehle. Ach die gütige, gesegnete Hand! Sie wollte es ihr sagen, sie wollte über die Finger streichen, die den Becher boten, da schaukelten die Wogen sie schon wieder, und weit draußen schwamm sie in der See, Watten und Sande hoben sich aus der Flut, strichen vorüber, — Segel tauchten auf und standen leuchtend rot in der Sonne, — Möwen schossen auf und ab, und eine setzte sich gerade auf ihre Brust und hackte mit dem starken Schnabel nach ihrem Herzen.

Schreiend flog sie vom Lager auf.

Da war wieder die gute, feste Hand, die legte sich um ihre glühende Rechte, dann ruhte sie wie ein geborgenes Kind an starker Brust, und eine Stimme — oder war es nur ein Tönen von See und Wind — oder eine Glocke — —

Da verdämmerten die Gedanken, — sie entschlief für kurze Zeit tief und fest. —

Am anderen Morgen war sie ein wenig matt, doch die Hitze war verflogen, sie konnte aufstehen und umhergehen im Hause, und der Mann dankte seinem Herrgott, daß die graue Frau so schnell gegangen war, wie sie gekommen.

Aber die alte Emma hing den Kopf, strich um die Stubentür, dahinter die Eheleute schliefen, schlug Kreuze auf der Schwelle, murmelte Sprüche in ihrer friesischen Mundart und kochte Tee aus neunerlei Kräutern, den sollte Almut trinken.

„Wozu denn das?" fragte der Bauer ärgerlich, der die Mittel der Magd mit Mißtrauen ansah. „Sie ist ja wieder frei von dem Fieber."

„Schlimm, schlimm! Die Seuche sammelt sich, morgen ist sie schlimmer, als sie gestern war."

Damit hatte sie recht. Das Marschfieber kam mit seinem stetigen Wechsel. Den einen Tag jagende Glut, zeitweise wirre Träume, erregte Reden, den nächsten Tag Mattigkeit, Klarheit, anscheinende Genesung.

Der Deichgräfe schickte sein Weib, die war allerlei Mittel kundig und sah nach der Kranken. Aber sie sagte, Besseres als den Neunertee der Emma könne sie auch nicht kochen, und sie müßten Geduld haben.

Wer aber nicht Geduld hatte, das war das Söhnchen, das dem Tag entgegenging. Es kam in einem wilden Fieberschauer und starb wenige Augenblicke nach seinem ersten Schrei.

Kaum daß der Vater es mit segnender Hand in den Bund des Himmelsherrn aufgenommen hatte.

Danach besann sich Almut langsam, und die Fieber ließen nach. Doch bis tief in den Herbst hinein flogen sie immer noch einmal und noch einmal unvermutet über sie hin und ließen die Wangen um einen Schein bleicher werden und die Augen um ein weniges matter.

Trotzdem war es, als erlange die Schönheit der Frau erst jetzt ihre volle Reife. Lichter wurde sie, feiner und köstlicher, wie von innen durchleuchtet. Und das Auge des Mannes sah oft auf sie hin wie auf eine, die neu und seltsam in sein Leben trat.

Der Winter ging, wie die Winter gehen, im Mai aber kam das Fieber wieder. Sie sagten da, wer es einmal in das Blut bekommen, der müsse es viele Jahre mit sich tragen, und mancher würde nie mehr gesund. Und die Starken und Kraftvollsten, die fasse es am härtesten an. Almut, die in ihrem ganzen Leben noch nie krank gewesen, mußte jetzt doppelt zahlen.

Im Juni aber sanken die Fieber, nur wie ein schleichendes Gift blieb es im Blut, zuckte immer einmal auf, sank wieder fort, gab keinen Tag Sicherheit.

Und doch war ihr Lächeln nie so heiter, ihre Stimme nie so süß gewesen. Nie hatte sie sich genug tun können in Güte und Liebe für alle, die um sie waren, jetzt aber war es, als sei ihre Liebe verzehnfacht, als ströme ihr ganzes Herz über von Segen, und der Tag habe nicht Stunden genug, alles zu schaffen, was sie geben wollte.

Einmal sagte sie zu ihrem Mann: „Ich bin so dankbar, daß ich krank sein darf."

„Was bist du? Dankbar dafür?"

„Müssen wir nicht alle Kreuz tragen? Und war es nicht unendlicher Segen und nichts als Segen, den Gott uns gab? Immer dachte ich im stillen: Es muß einmal kommen! Einmal kommt es, das ist Menschenart. Wenn es nur dann zu mir kommt, nicht zu den andern. Siehst du, nun kam es zu mir."

„Dein Vater hat dich angesteckt mit seinen Grübeleien."

„Ach nein, so ist es nicht. Der Vater hat dunkle Gedanken, aber meine sind ganz hell und froh. Ich bin so glücklich, so glücklich — es ist mir manchmal, als wäre es zuviel für einen Menschen. So dankbar, daß es mich trifft und dich verschont."

Das war ihm unheimlich. — Damit konnte er sich nicht zurechtfinden. Schließlich sagte es sich: Es liegt alles im Fieber. Aber sie wird genesen und sich ihrer Gesundheit freuen, wie sie sich jetzt ihrer Krankheit freut.

Er hatte auch wenig Zeit zum Denken. Sie hatten ihn in der Gemeinde zum Deichgräfen gemacht in diesem Frühjahr, als Onno Rickmers an einem Schwindel zusammenbrach und hernach nur mühsam wieder gehen und sprechen lernte.

Das war die höchste Auszeichnung, die ihm werden konnte, ihm, der kein Friese war. Seitdem lebte er noch mehr als bisher den öffentlichen Lasten und Pflichten.

Der neue Deich, der drei Jahre zuvor hatte gebaut werden sollen, wurde in diesem Sommer vor das Vorland gezogen. Er umschloß den gewonnenen Koog wie ein starker Ring, und an dem Tage, als die Deichgeschworenen kamen, ihn besichtigten und keinen Fehl fanden, gab der neue Deichgräfe ein großes Festessen in seinem Hause. Da sprach er, als das Bier die Männer redseliger machte, wie es sonst ihre Art war, zum erstenmal davon, wie er denke, es müsse sich durch ein großes Werk das ganze versunkene Land wiedergewinnen lassen.

„Denn ich hab' mir sagen lassen, daß die Inseln draußen zum Teil untereinander bei Ebbe gut zu erreichen sind, weil die Tiefen dazwischen nicht groß sind, abgesehen von Wasserrinnen. Und wenn nun alle Inseln verbunden würden durch einen festen Wall — —"

Bojo Brinkama lachte dröhnend auf.

„Ich weiß, es klingt seltsam, doch warum sollte es nicht möglich sein? Nicht heut oder morgen, aber in Jahrzehnten. Und was wir beginnen könnten, könnten unsere Kinder fortführen und unsere Enkel beenden. Wenn wir nur Opfer bringen wollen, große Opfer; aber wann sind die Friesen vor Opfern zurückgeschreckt, wenn es das Land galt?"

„Bau du deinen Wall zwischen den Inseln!" rief Brinkama. „Und wenn er nach der ersten Sturmflut noch steht, wollen wir alle dich als unsern Herrn erkennen. Und wir haben noch nie einen Herrn gehabt."

„Laßt ihn reden," sagte Eno Thedinga, der bisher schweigend im Kreise gesessen. „Er ist trunken von seiner eigenen Größe und fühlt sich stark wie Simson, ehe die Philister ihn banden. Aber die da am höchsten stehen und sich keiner Gefahr versehen, die fallen am tiefsten."

„Ich habe daran gedacht, seit ich zu euch kam," fuhr der Thedingsbauer fort. „Ihr kennt nur die Marsch und wißt nichts von dem Lande, aus dem der Fluß kommt, den ihr doch alle kennt, die Weser, die eure Boote trägt und euch als Straße dient.

Die aber kommt aus einem Lande, wo Berge stehen, hohe, steile Felsen, und wenn wir die Felsen herbeischaffen könnten und hineinbauen in die See, das wäre ein ander Werk als Erde karren, und wenn euer Klei auch noch so schwer und zäh ist."

Wieder lachte Brinkama auf, doch einige der anderen sahen mit erwachenden Augen zu dem Sprecher.

„Sie treiben Stollen in die Felsen und füllen sie mit Pulver und zünden es an und reißen das Gestein in Stücke. Es müßten dann Boote bereitliegen, große flache Boote, die mit dem Gestein beladen würden und es den Fluß herauffführten und hinüber zu den Inseln. Und wenn die Boote zwei Wochen auf der Fahrt wären, es könnte doch in jedem Jahr ein großer Haufen Steinwerk herangebracht werden und an den Inseln zum Wall zusammengemauert werden, eine Elle nach der anderen — —

Und die See würde ihren Sand und Schlick um den Wall lagern und selber mitbauen an ihrer Kette — —"

Ebo Adickes, einer, der selten mitredete, aber, wenn er sprach, besonnen und klar war in seinen Worten, sagte ruhig: „Was du willst, davon haben sie schon gesagt, als ich noch ein Kind war. Die Inseln zu einem Wall binden und dahinter Land schaffen und wieder werden, was wir waren.

Aber warst du schon auf den Inseln? Du meinst, du kennst Sturm und Flut, — was ist das gegen Sturm und Flut da draußen. Es würde deinen Wall aus dem Grunde reißen und ihn in Stücke brechen."

„Es hat unseren Deich auch oft und oft zerbrochen. und ihr habt ihn nur immer fester wieder zusammengefügt.

Wir müßten nie ermüden, wir müßten immer mit neuer Kraft an das Werk gehen.

Wir müssen Sieger werden über die See."

„Sieger über Gott", sagte Eno Thedinga. „Das ist es, was du reden willst. Und er wird dich zerschlagen."

„Ich will nicht Sieger werden über Gott, — das ist Torheit, was du redest, — aber ich will Gott gleich werden nach seinen Worten: Er schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. Nachgehen will ich dem ewigen Herrn auf seinen Wegen und schaffende Kraft sein, wie er schaffende Kraft ist."

Aber sie waren still am Tische, und die Gesichter starrten vor sich hin, und wenn auch in dem einen und dem anderen etwas sich rührte — das alles war zu toll, — zu schwer, — zu groß — nein, der neue Deichgräfe würde schon zahm werden. Der wollte den Himmel stürmen, und sie waren froh, wenn sie sicher wohnten hinter ihren Dämmen.

So gingen sie auseinander.

Der Deichgräfe sah ihnen nach. „Jetzt schüttelt ihr die Köpfe. Aber ich hab' euch einen Stachel in das Fleisch gebohrt, der wird immer und immer wieder stechen. Ich werde sorgen, daß ihr nicht drum zur Ruhe kommen sollt.

Bin ich nur darum losgerissen vom Münsterlande und hierher geworfen, daß ich ein stilles und reiches Leben gewinnen soll? Auf meinem Platz will ich stehen und schaffen, wie unter euch noch keiner geschafft hat."

Er war sicher wie ein Sieger und ging mit erhobenem Kopf, und sein Fuß war ein Herrenfuß, der mit jedem Tritt sagt: „Wo ich hintrete, da ist mein Reich. Wer will mich besiegen?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Kiebitz.

Von Wilhelmine Baltinester.

(Nachdruck verboten.)

Die Zenzi hockte verdrossen im Stall und wartete auf Konrad, den Liebesboten des Dorfes. Wo der nur blieb? Das Wetter konnte kein Hindernis sein, rein und glitzernd strahlte das Sternennetz am nächtlichen Himmel. Zenzi lugt durch die Türspalte und war mit dem Boten, der für ihr verliebtes Herz zu langsam ging, sehr unzufrieden. Daß Konrad erst im Dunkeln mühsam den schweren Weg über das Joch nehmen mußte, um aus dem Dorfe, in dem ihr Bräutigam wohnte, wieder heimzukommen, wollte sie in ihrem jungen Wartefieber nicht bedenken. Die Bauernfamilie, deren Magd Zenzi war, schlief längst. Behutsam öffnete das Mädchen die knarrende Stalltür und trat ins Freie. Endlich erklang ein Schritt, Konrad stand vor ihr. — „Kommt er?“ fragte sie hastig. — „Bitt'n' läßt er sich halt — vorläufig is' er noch bös'.“ Zenzi preßte die Lippen aufeinander. Dann griff sie in die Tasche und wollte dem Boten den üblichen Lohn geben; aber Konrad trat zurück und schüttelte heftig abwehrend den Kopf. „Nix, nix!“ — „Seit wann machst du Wege umsonst?“ — aber er antwortete nicht und lief mit langen Schritten ins Dunkel hinaus. Unwillig machte Zenzi kehrt und ging ins Haus. „Mir kann's recht sein, g'holfen hat sei' Fürsprach' ohnehin nit!“ — Das Mädel hatte mit dem Bräutigam Streit gehabt, den die beiden verliebten Trotzköpfe im Laufe einiger Tage zu einem argen Verdruß aufbauschten, der sich nun als ewige Trennungsmauer zwischen ihnen emporzurichten schien. Dann aber — nach den ersten hitzigen Wutausbrüchen — kam die Reue. Da sah man sich nach einem um, der helfen könnte. Natürlich war's Konrad. Der galt im Dorfe als Herzensdoktor, als guter Geist der Liebenden, als freundlicher Mittler. Er war ein ehrlicher Kerl, der nie log und sich nicht etwa auch mit Kuppelei befaßte. Nein, das konnte man dem Konrad nicht nachsagen, daß er sich jemals um schnöden Sold bemüht hätte, zwei Geldsäcke in einen Ehering zu zwängen. Nur die kleinen Zwistigkeiten zwischen Liebenden schlichtete er, besorgte Botengänge in Nachbardörfer, führte nach unbedachten, bösen Worten die entzweiten Pärchen wieder zu einander. Das war sein Nebenberuf, im allgemeinen verdiente er sein Brot mit Geigenspiel.

Heute ging Konrad nicht in seine Hütte, die oben dicht am Wildbach lag, sondern trat ins Wirtshaus, wo er bei einem Glas Wein saß und vor sich hinstarrte. Er war nicht schön; wirr und ungepflegt hing das dünne Schwarzhaar in die niedrige Stirn, aus der die Hakennase jäh hervorsprang. Aber in seinen kleinen Augen lag ein Schein von echter Güte, der für alles Derbe in diesem unregelmäßigen Gesicht entschädigte. Die älteren Leute kümmerten sich nicht viel um ihn. Er war ja nur ein Musikant, seine Eltern hatte niemand gekannt; man nahm sogar an, er sei das Kind von Zigeunern, welchen Verdacht sein Geigenspiel, dieses wilde, rauschende, herrliche Spiel, noch mehr bestätigte. Die Alten mochten ihn nicht; denn er war der Berater der nicht immer gebilligten Liebe der Jungen. So saßen auch heute ein paar Bauern an ihrem Tische, spielten Karten und luden ihn nicht ein, teilzunehmen. Konrad hätte gar zu gern einmal Karten gespielt: aber er wagte sich nie aus seiner Niedrigkeit, in die er gedrängt worden war, hinaus. Und so blieb er höchstens demütig zur Seite stehender Kiebitz — im Kartenspiel und in der Liebe. Denn auch kein Mädel hatte ihn bisher mit ihrem Herzen beglückt. Der Konrad? Daß der ein Mann war, kam keiner in den Sinn. Er war einfach ein Briefkasten auf zwei Beinen, ein nützlicher und verläßlicher Bote, weiter nichts. Um so stärker sehnte er sich nach Liebe. Um so mächtiger zog es ihn zu den Mädchen, denen er nur Berater in Liebessachen, nie aber Herzensheld sein durfte. — In den letzten Tagen war mit Konrad eine auffällige Veränderung vorgegangen, die aber keiner bemerkte, weil sich eben niemand für ihn interessierte. Konrad, der Kiebitz, liebte. Er, der sein vierzigstes Lebensjahr erreicht hatte, der fast täglich mit Liebesleuten zu schaffen hatte, war immer durch die Lohe gegangen, ohne vom Herzensfieber erfaßt zu werden. Man kann nicht immer kiebitzen, einmal drängt es einen, selbst nach dem Kartenspiel zu greifen, besonders wenn Herzdame lacht und lockt. Und so hatte Konrad zum erstenmal in seinem bisher ruhig-ehrlichen Leben gelogen. Die Berichte, die er Zenzi von ihrem Verlobten brachte, waren erfunden. Da er selbst in die schöne Magd verliebt war, benutzte er die ihm aufgetragenen Botengänge nur, um den Zorn des Nebenbuhlers gegen Zenzi noch mehr zu schüren und riß nieder, wo er aufbauen sollte. Späte Liebe wird mitunter gefährlich; die Jugend überwindet leichter. Den Konrad hatte es wie ein Schwindel erfaßt, und mit geschlossenen Augen ließ er sich weitertreiben.

„Noch ein Glas, Wirt!“ — Und in großen, lechzenden Zügen ließ er den schweren Wein über die brennenden Lippen perlen. Erst bei Morgengrauen wankte er heim, kletterte mühsam zu seiner Hütte empor, wo ihm das ungestüme Toben des mächtigen Wildbaches entgegenklang.

Zenzi hatte in dieser Nacht kein Auge geschlossen. Sie befürchtete, den Bräutigam verlieren zu müssen. Am Morgen stand ihr Entschluß fest: „I geh' eben allein — i muß 's wiss'n, ob er sich versöhnen will: ja oder nein!“ — Es war Sonntag. Sie zog ihren schönsten Staat an: den Rock aus knisternder Seide mit den knitterigen Falten, das goldverschnürte Leibchen aus schwarzem Samt und die Hemdbluse, leuchtend in schneeigem Weiß. So kam sie an Konrads hochgelegener Hütte vorbei. Weinduselig saß er vor der Tür; als er das Mädchen kommen sah, ließ er die Geige, auf welcher er eben seine sehnsüchtigen Lieder gespielt hatte, sinken. „Wohin denn, Zenzi?“ — „Zum Franzl.“ — „Was fällt dir ein? Damit machst' ja all's verkehrt.“ Er war fast nüchtern geworden und redete heftig auf sie ein: „Bleib', sag' i dir! Sonst verdirbst' noch all's!“ — „Fällt mir gar nit ein! Wenn du's nit richt'n kannst, versuch's eben i!“ — „Sei doch klug, Mädel, tu', was i dir sag'!“ — „Ach was! I geh' doch, i mag nit länger wart'n.“ — „Zenzi“, er war ganz heiser geworden, „i mein's dir doch gut — der Franzl . . . .“ — „So red' doch weiter, was is mit ihm?“ — Konrad würgte an seiner Lüge: „Er hat halt eine andere.“ — Beide schwiegen. Schwer und düster drohend klang das Rauschen des Wildbaches, der talwärts stürmte über ausgewaschenes, zerklüftetes Steingefälle. Das Mädel gab sich endlich einen Ruck. „Die geh' i mir jetzt anschau'n!“ „Bleib'!“ — Sie sah ihn flüchtig an. „Was ereiferst' dich so, Konrad? I tu', was i will, verstehst's?“ — Und sie stieg aufwärts, sich dicht am Wildbache haltend. Konrad starrte ihr nach. Verspielt! Ein Kiebitz soll nicht nach den Karten greifen; ein Kiebitz soll beim Zuschauen bleiben. Herzdame mag locken, soviel sie will. Jetzt mußten die beiden Verliebten sich alles sagen, und seine ganze Erbärmlichkeit würde ans Tageslicht kommen. Verspielt! Er wagte einen letzten Versuch, stürzte dem Mädel nach, schrie ihr in hastigen Sätzen sein Geständnis ins Gesicht. Zenzi sah ihn an, erstaunt, ungläubig; dann lachte sie schallend los: „Du . . .?“ — Aber er faßte ihren Arm. Böse abwehrend blitzten ihn ihre Augen an und wütend machte sie sich los. Erregung und Weinnebel vom vergangenen Abend ließen ihn wanken. „Gib acht!“ schrie das Mädel gellend auf. Aber es war zu spät. Über das abschüssige Steingefälle stürzte Konrad in den reißenden Wildbach. Die Wellen erfaßten ihn, und in tödlicher Hast schleiften sie ihn zu Tal.

Das Haus am Haff.

Skizze von Werner Schulz-Oliva.

Als die Heidberge jenseits der Düne blühten und die Sonne steil über den Haffkiefern stand, war Kord Kordsen zur See gegangen. Fünfmal war es darüber Herbst und wieder Frühling geworden und als Kord Kordsen heimkam, war sein Gesicht noch brauner und sein Haar noch blonder. Die Mädchen im Dorf mit den blauen Augen und den langen, schweren Zöpfen, die beinahe so hell waren wie der Sand der Dünen, hatten ein eigenes Lächeln im Blick, wenn sie ihn ansahen. Kord Kordsen lächelte wieder, aber sein Lächeln war fremd. Eine Woche lang saß er draußen an der See, wo der Friedhof der Namenlosen, die das Meer an den Strand trieb, unter den windzerrissenen Kiefern schlief und wartete, wie früher einmal — wartete, wartete.

Am letzten Tage aber, bevor ihn das Schiff wieder forttrug in die Fernheit unbekannten Wunderlandes, ging er den Weg über die Dünen nach dem kleinen Hause am Haff.

Die Sonne stand tief und das weite, unendliche Meer glutete in den müden Farben des Abends. Kord Kordsen öffnete die Pforte zu dem blühenden Garten, der das Haus umschloß, behutsam schritt er auf dem schmalen Steig, der mit weißen Muscheln eingefaßt war, und als er die Hand hob, um an die messingbeschlagene Tür zu klopfen, fühlte er, daß sie zitterte. Das hatte er bislang nie gekannt.

Dann war er eingetreten und weiche Dämmerung umfing ihn. Das dunkle Braun der holzgetäfelten Stube, das nur durch die Blankheit der schweren Zinnteller an den Wänden ringsum unterbrochen wurde, hatte etwas Vertrautes, Heimatliches. Durch die niedrigen Fenster, die weit offen standen, warf die untergehende Sonne spiegelnden Schein, der auf der weißgescheuerten Diele entlang huschte.

Kord Kordsen fühlte sich befangen. Seine großen Hände hingen ungeschickt herunter, als ob sie gar nicht zu ihm gehörten, und seine Stimme war ohne den frohen Klang, den sie sonst hatte. „Marie“ — sagte er und dabei senkte er den Kopf, als fürchte er sich davor, das schlanke, braune

Mädchen anzusehen, das vor ihm stand in dem Dämmerdunkel der Stube. „Marie — ich wollt' dir nur die Hand geben kommen — bevor ich nun — wieder — fortgeh'. — Ich dacht', es würd' dich freuen."

Das Mädchen schwieg. Kord Kordsen wagte nicht aufzusehen. Klar und hart traf der Pendelschlag der alten Uhr das Schweigen der beiden. Dann hob er seinen Blick, und seine Stimme bat „Marie". Da schluchzte das Mädchen auf, und Kord Kordsen begriff, daß es nun doch wohl das beste war, wenn er morgen wieder auf die See hinausging. Er atmetete schwer, seine sehnige, junge Gestalt hing kraftlos vornüber, und seine Lippen fanden ein unsagbar trauriges und müdes Lächeln: „Also haben sie dich beschwatzt." Das Mädchen schüttelte den Kopf mit den vollen braunen Flechten: „Der Vater ist krank, die Mutter alt, ich durft' es nicht anders. Wir hätten hier herausgemußt und das konnt' doch nicht sein."

Mit heißem Aufschluchzen warf sie sich in den breiten geschnitzten Stuhl und preßte die Stirne auf den schweren, eichenen Tisch. Kord Kordsen war herangetreten, leise, unendlich leise strich er mit seiner großen, groben Hand über ihr weiches Haar. Dann wandte er sich kurz ab und schritt wieder den schmalen Steig des Gartens, den Weg über die Dünen zum Strand hinab.

Tief violett lag das Meer. und seine Wellen schliefen in der Einsamkeit der nahen Nacht.

Am anderen Morgen hatte Kord Kordsen seiner Mutter Lebewohl gesagt und war hinausgegangen in die weite, blauende See. —

— — — — — — — — — — — —

Die Mädchen mit dem flachsblonden Haar, die Kord Kordsen zugelächelt, waren lange schon alte Weiblein, und die braune Marie trug schon mehr denn fünfundzwanzig Jahre das schwarze Witwenkleid. Niemand im Dorf mehr wußte etwas von Kord Kordsen, und der Hügel, darunter sie seine Mutter begraben, war verfallen und Schlingkraut und rote Heide wucherten darüber.

Eines Tages aber brachte der Fischdampfer, der weither aus der großen Hafenstadt kam, einen Passagier. Als er aus dem Boot gestiegen war, das die Matrosen ans Land gerudert hatten, wußten die Leute nicht recht, was sie mit diesem Gast anfangen sollten, der, auf seinen dicken Knotenstock gestützt, den sandigen Weg vom Strand heraufwanderte, als ob er hier jedes Haus und jede Düne genau kannte. Und sie hatten ihn doch alle hier nie gesehen.

Oben auf der Düne hielt er an, blickte auf das Meer hinaus — und setzte sich am Wegrand in die Heide. Spät erst am Abend sahen ihn die Leute, wie er den Weg herunterkam und in das Gasthaus ging.

Am anderen Morgen trat ein alter, müder Mann in die holzgetäfelte Stube eins kleinen Häuschens, in dessen Garten große, gelbe Sonnenblumen blühten. Und eine leise, zitternde Stimme sprach: „Marie — ich wollt' dir nur guten Tag sagen." — Da schluchzte die alte Frau auf, nicht mehr so heiß und wild wie das braune Mädchen vor so vielen Jahren, aber das Schluchzen war tiefer — entsagender. Der alte Mann stand unbeholfen in der niedrigen Stube mit dem vielen Zinn an den Wänden und suchte nach irgend welchen Worten. Da kam es über ihn, daß er nicht anders konnte, er strich der alten Frau über das weiße, gescheitelte Haar und bat: „Marie! Wie wär's — ein paar Jahr' noch — Wollen wir zusammenbleiben? Ich hab' so niemand — und du doch auch nicht."

Und die Frau nahm seine groben Hände in ihre welkgewordenen und lächelte ihn an.

Ihre verlorene Jugend aber segnete sie, und das Meer rauschte vom Strand her. Da sagte er leise und seine Augen waren feucht und gütig: „Siehst du, Marie, das ist das Leben."

Durch das Fenster spielte der Schein der sinkenden Sonne — rot — violett — und huschte über die weißgescheuerten Dielen.

□□ Bunte Chronik □□

*** 65 Jahre krank.** In dem städtischen Krankenhaus Edinburg starb dieser Tage eine alte Frau, welche daselbst ein Menschenalter hindurch in Pflege war. Als 25jährige wurde sie krank und blieb es bis zu ihrem Tode. Dabei erreichte sie ein Alter von 90 Jahren. Genau gezählt, hat sie 65 Jahre und 7 Monate im Krankenhaus zugebracht. Die ganze Zeit über lag sie auf demselben Platze, jedoch erhielt sie zweimal ein neues Bett, denn ein Bett, in dem Tag und Nacht jemand liegt, hält keine 65 Jahre. Wieviel Bettzeug, wieviel Medizin sie verbrauchte, wie oft sie vom Arzte untersucht wurde, — dies alles ist nicht mehr festzustellen. Hier kann gewiß von einem Rekord gesprochen werden, nicht allein für ganz England, sondern für die ganze Welt. Die Kranke war stets guter Laune und beschäftigte sich meist mit nützlichen Arbeiten. Oft lag sie zu Bett oder saß dicht dabei. Kurz vor ihrem Tode wurde sie schwermütig. Als Malariakranke war sie ins Krankenhaus gebracht. Während andere Patienten nach einigen Wochen das Krankenhaus wieder verlassen konnten, traten bei ihr immer aufs neue heftige Lähmungserscheinungen ein. Andere Patienten, bei welchen sich die gleichen Symptome zeigten, starben nach kurzer Zeit. Sie selbst jedoch wurde trotz allem 90 Jahre alt. Die Schwestern sowohl als die Ärzte hatten sich so sehr an sie gewöhnt, daß der Tod der alten Frau wirklich eine Lücke zurückließ.

*

*** Das „Pflichtgefühl" der Ameisen.** Man hat die sozialen Instinkte der Ameisen von jeher gern mit menschlichen Handlungsweisen verglichen und oft Analogien aufgestellt, die einer strengen wissenschaftlichen Prüfung doch nicht standhalten konnten. Ernsthafte experimentelle Untersuchungen über die Psychologie der Ameisen sind daher immer von großem Interesse auch für den Laien, weil sie das kompltzierte Staatsleben der Ameisen, welchen ja die höheren intellektuellen Fähigkeiten fehlen, dem Verständnis näher bringen. Sehr aufschlußreich sind in dieser Hinsicht die neuesten Untersuchungen über das Verhalten der Ameisen beim Futtersuchen, die vor allem das Vorhandensein eines Mitteilungsvermögens experimentell vollkommen sicher erwiesen haben. Findet eine Ameise ein Beutestück, das sie allein nicht transportieren kann, so geht sie zum Nest zurück und schlägt dort buchstäblich Alarm, indem sie andere Ameisen mit ihren Fühlern berührt. Sofort schwärmen die Tiere, die auf diese Weise von dem Vorhandensein einer Nahrungsquelle in Kenntnis gesetzt worden sind, in großer Zahl aus, und einzelne von ihnen finden auch die Beute. Die Ameise, welche das Futter zuerst entdeckt hatte, kehrte stets auf dem kürzesten Wege wieder dahin zurück — man versieht sie im Experiment mit einem Farbfleck, um sie wieder zu erkennen — und bringt meist noch einige Helfer mit, die ihr vom Neste gefolgt sind. Interessant ist nun, daß die Ameise niemals Alarm schlägt, wenn das gefundene Futter aus vielen kleinen Stücken besteht, die sie nacheinander allein abtransportieren kann. Wenn es sein muß, läuft sie zwanzigmal und mehr hin und her, um den Fund zu bergen: Hilfe holt sie also nur dann herbei, wenn ihr ein Stück zu schwer ist. Recht merkwürdig ist nun die Feststellung, daß sich eine solche Ameise durch nichts davon abhalten läßt, alle Futterstücke nacheinander zum Nest bringen. Es ist, als ob sie ein „Pflichtgefühl" hätte. Wenn man ihr einen Honigtropfen auf den Weg setzt — Honig ist bekanntlich die Lieblingsspeise einer jeden Ameise! — so zögert sie wohl erst eine Weile, betastet den Honig und nascht auch mal davon; dann aber reißt sie sich doch davon los und eilt zu ihren Beutestücken. Auf ihren Gängen mag sie noch so oft an dem Honig vorbeikommen, niemals hält sie sich aber dort auf. Irgend ein mächtiger Trieb — beim Menschen würden wir mit Recht sagen, das Pflichtgefühl — zwingt das Insekt, erst die gesamte Beute zu bergen. Wenn aber das letzte Stück abtransportiert ist, dann kehrt die Ameise zum Honigtropfen zurück und sättigte sich gründlich.

□□ Lustige Rundschau □□

*** Ein Störenfried.** Man erzählt der „Tgl. Rundschau": Ein geschätzter Göttinger Professor, dem es nicht immer gelingt, seine tiefgründige Wissenschaft fesselnd mitzuteilen, liest ein schweres Kolleg. Das Interesse seiner Zuhörer erlahmt, sie ergötzen sich nach Neigung und Laune bald ausschließlich privatim. Ein junger Dickwanst verfällt sogar in den hörbaren Schlummer seines Schlages. Der Dozent gewahrt es ohne Protest, erhebt nur seine Stimme um das Notwendige. Als jedoch die unparlamentarischen Kehllaute seinen Vortrag schließlich zu übertönen drohen, wagt er nach langem sichtlichen Zaudern die sanfte Mißbilligung: „Wie schade! Da oben schnarcht jemand so laut, daß er alle anderen aufweckt!"

*

*** Telegrammstil.** Herr Selig telegraphiert, glücklich über ein eingetretenes Familienereignis, an seine Eltern: „Heute nacht zwei gesunde Knaben angekommen. Morgen mehr."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.